



Illustriertes Blatt.

DONNERSTAG 3. NOVEMBER.

Kaiser Carls Jagdritt.

Romanze.

Es trug Herr Carol Magnus
Zumeist in Winterszeit
Einen Pelz von rauhen Fellen,
Ein ärmlich schlechtes Kleid.

Die Seinen alle schmähten
Bell Hoffahrt solcher Tracht,
Die liebten nur Sammt und Seide,
Und reiche Kleiderpracht.

Als nun Herr Carol Magnu
Allsammt erschaut einmal,
So recht im höchsten Glanze,
Um sich im güld'nen Saal,

Ruft er mit eins: „Ihr Herren,
Mich kommt 'ne Jagdlust an!
Hallo! Hallo! zum Walde!
Ich weiß! Euch heut' die Bahn.“

Da gab's denn fließ're Brauen,
Vielhäufig: Ach und Weh',
Denn draußen jagte wiebelnd
Der wilde Sturm den Schnee.

Doch sieh' — schon warf vor'm Thore
Der Kaiser sich auf's Noß,
Ob ungeru oder willig,
Ihm nach mußte wohl der Troß.

Und — hui! — hinaus zum Walde,
Ihm nach, das Häuflein braust,
Vom Schneegestock umhöbert,
Das Haar vom Nord durchsauft.

Herr Carol wilden Fluges
Im zott'gen Pelz voran:
„Ihr sollt, so lang' ihr lebet,
Mir denken auf die Bahn!“

Und — frisch — durch Moor und Schluchten
Geh't's jetzt im schnellsten Lauf,
Durch's Dornestrüpp' hinuater,
Durch's Dornestrüpp' hinauf.

Und wo es sich am Dicksten
Verfinget und verwirrt,
Just mitten durch Herr Magnus
Die schmucken Herrlein führt.

O weh! — wie schnell in Felsen
Reißt da nicht jedes Kleid,
Wie stirt's ringsum und flattert's,
Zu all' der Herrlein Leid.

Doch wie auch rings die Fähnchen
Von Dorn und Stauden weh'n,
Herr Carol scheint noch immer
Von all' dem nichts zu seh'n.

Und immer toller jaget
Er fort, waldein, waldaus,
Wis alle, fast halbnaekend
Und starr vor Sturmgebraus.

Als drauf Herr Carol wieder
Absteigt vor seinem Schloß,
Um Gott! wie schaut erbärmlich
Der erst so schmucke Troß!

„Ei, ei, ihr wackern Herren,
Wie kommt's, daß ihr doch gar
So sehr am Leib zerrissen,
Fast all' der Kleidung bar?“

„Ihr wißt euch schlecht zu schützen
Vor Dornesträuch und Wind,
Doch den' ich — send von heute
Ihr anders wohl gesinnt.“

Und haltet solche Tracht mir
Nicht wieder für zu schlecht;
Ein Pelz, so wie der meine,
Der ist gerade recht.

Johann N. Vogl.

W a t e r l ä n d i s c h e s.

Skizze einer geognostisch-geologischen Beschreibung
des Königreichs Syrien.

Von Franz Eelen v. Rosshorn.

(Fortsetzung.)

Entstehungsart der Felsgebilde.

Alle geschichteten Felsarten der primitiven Zeit werden als ursprünglich auf plutonischem Wege entstanden, oder als durch plutonische Kräfte veränderte neptunische Gebilde, welche die Metamorphischen genannt werden, betrachtet. Alle geschichteten Felsarten der Transitions-, der secundären, der tertiären, der Diluvial- und der Alluvial-Periode sind neptunischen Ursprunges.

Die Massengesteine der primitiven, Transitions-, secundären und tertiären Zeit sind plutonischen Ursprunges. Einige der Massengesteine der Tertiar- und der Diluvial-Periode sind vulkanischen Ursprunges.

Als Endresultat aller geologisch-wissenschaftlicher Forschungen, über den Bau des Felsgebäudes der Alpen im Königreiche Syrien, ergibt sich:

daß die geschichteten primitiven, Transitions- und secundären Bildungen ursprünglich auf neptunischem Wege entstanden sind, und daß sie sich horizontal auf einander gelagert haben.

Einzelne kleine Emporhebungen durch die Massengesteine aller dieser Perioden, welche aus dem Innern der Erde emporgestiegen sind, haben in allen diesen Perioden Statt gefunden, mehr oder minder kleine Störungen in den Schichtenstellungen, so wie in den Structur-Verhältnissen dieser Felsarten hervorgebracht. Aber die Hauptemporhebung der südöstlichen Alpen, welche sie zu den gewaltigen Höhen emportrieb, und ihnen die gegenwärtige sichtbare Gestalt gab, hat erst nach der letzten Periode der secundären Zeit, vor dem Anfange der tertiären Zeit Statt gefunden, und zwar durch den Granit-Gneis der Central-Kette, welcher auf plutonischem Wege dem Innern der Erde entstieg ist. Dieser hat nicht nur alle aufliegenden primitiven, Transitions- und secundären Bildungen empor gehoben, sondern sie auch auseinander geschoben, so daß auf der Hauptaxe der Emporhebung die Menge der Primitivgebilde zu Tage kam, und zu den gewaltigen Höhen emporgetrieben wurde.

Viele der Transitions-Gesteine wurden damals metamorphirt und in Urgesteine verwandelt.

Schon waren die großen Unebenheiten in dem Felsgebäude der Alpen vorhanden, als die tertiäre Zeit begann. Sie muß eine ungeheure lange Dauer gehabt haben, um alle ihre Epochen gehörig zu entwickeln.

Die geschichteten tertiären Ablagerungen sind neptunischer Entstehung.

Allein während und nach dem Ende dieser Epochen haben noch plutonische und vulkanische Kräfte große Veränderungen hervorgebracht, so zwar, daß wir alle Schichten neptunischer Bildungen dieser Zeit in einer veränderten Lage finden, und daß viele Gebilde auch eine veränderte Structur zeigen.

Die jüngste allgemeine Erdrevolution ist die rein neptunische Diluvial-Periode. Als sie eintrat war schon die Zeit plutonischer und vulkanischer Ereignisse vorüber, daher wir alle Schichten dieser Periode in ihrer ursprünglich horizontalen Lage finden.

Das Vorkommen von Knochen ausgestorbener Gattungen urweltlicher Thiere, aus dem Geschlechte der Pachydermen beweiset, daß damals in den Alpen ein tropisches Klima herrschte, daher gehört auch diese jüngste Periode einer allgemeinen Erdrevolution einer längst vergangenen Zeit an, wo das Menschengeschlecht noch nicht die Erde bewohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kauf.

Zu Budschia, in der Regenschaft Algier, sollte für die Besatzung, wenn auch nicht zu deren Unterhaltung, ein Gefängniß eingerichtet werden. Ein kleines steinernes Haus von nur einem Stockwerke hatte dem Ingenieur am zweckmäßigsten geschienen, da es sich mit einigem Umbau für jene besondere Bestimmung ganz zu eignen schien. Schon waren starke Eisenstangen vor den zwei kleinen Seitenfenstern eingesetzt und die Maurer arbeiteten an dem Ausbessern und dem Anwurf der etwas schadhaften Wände, denn in dem alten Zustande hätten die Gefangenen sie mit Leichtigkeit durchbrechen können. Die Arbeiter waren so thätig, daß das Haus schon in zwei Tagen für seine künftigen Bewohner fertig werden konnte, von denen Manche bereits ihrer unbeschränkten Freiheit überdrüssig schienen.

Zum Zeitvertreibe kamen die Soldaten öfter herbei und sahen zu, wie ihr künftiger Aufenthaltsort seiner Beendigung nahte. Besonders die Zephire waren in diesen Besuchen unablässig; sie waren überzeugt, daß auf sie bei dem Baue insbesondere gerechnet worden war, und daß die nette kleine Wohnung für sie eine Art von Waterhaus seyn würde. Mehr als Einer sagte, indem er das Gebäude mit nicht allzu bestürztem Blicke maß: „Dort werde ich also Sonntag sitzen!“

„Doch vor Allem müssen wir denen, die es nicht wissen, erklären, was ein Zephyr ist. Man benennt so die Soldaten von den leichten Infanterieregimentern in Afrika, und unter letzterer Bezeichnung kommen sie im französischen Militär-Schematismus vor. Gewöhnlich sind es gute Krieger, von vortrefflichen Officieren angeführt; sie sind tapfer vor dem Feinde und besonders im Nachsetzen eifrig, aber fast alle wurden durch eine oder die andere kleine Sünde in die Bataillone der leichten Infanterie gebracht, die, gerade heraus gesagt, nichts anderes sind, als Straf-Bataillone. Der gelbe Kragen der Zephyre hat eine Krapprotze Zuthat erhalten, um sie von den andern, nicht so genialen leichten Truppen zu unterscheiden, die ebenfalls einen gelben Kragen haben. Ein Zephyr wurde einst von einem Officier über den Grund dieses kleinen Unterschiedes in der Uniformirung befragt, und sagte endlich, indem er boshaft mit den Mundwinkeln zuckte:

„Es ist nur, um uns gleich zu erkennen; denn, sehen Sie, wenn sonst ein Anderer nicht gut that, sagte man gleich, wir seyen die Schuldigen.“

Theils wegen dieser Beweglichkeit des Geistes, theils wegen der Schnelligkeit, mit der sie sich auf die Araber stürzen, theils vielleicht auch wegen der Leichtigkeit, mit der sie ihre Wäsche und Monturstücke verkaufen, haben diese rüstigen Bursche den Spignamen Zephyre erhalten.

Der Zephyr ist in Puffen und Kniffen aller Art sehr erfahren. Nachstehendes Ereigniß könnte man mit einem härteren Namen belegen, wenn es nicht so komisch wäre, daß es den Sittenrichter entwaffnet.

Unter den Neugierigen, welche zusahen, wie sich das Gefängniß von Budschia erhob, stand eines Tages auch ein wackerer Ansiedler bürgerlichen Standes. Wehr er eingewandert, weiß man nicht, aber gewiß hätte jede französische Provinz ihn verläugnet, so über alle Erlaubniß ehrlich war sein Gesicht. Mit großer Theilnahme folgte sein Blick der Arbeit der Maurer und Tischler, und wenn nicht die Zierlichkeit, schien er doch die Festigkeit des Gebäudes zu bewundern. Vier oder fünf Zephyre beobachteten ihn.

„Es wird ein hübsches kleines Haus,“ sagte er endlich zu einem der Soldaten.

„Freilich,“ sagte dieser, „es würde ganz für Sie passen, Herr Colonist.“

„Ich sage nicht nein.“

„Nun gut, kaufen Sie es.“

„Wird es denn verkauft?“

„Vielleicht, wenn ein guter Preis geboten wird.“ — „Machen Sie einen Anbot.“

„Wir wollen sehen. Das Haus scheint mir solid gebaut; aber warum setzt man Eisenstangen in die Fenster!“

„Aus Furcht vor den Dieben, mein Colonist. In einem Lande voll Araber — sehen Sie — kann man nicht vorsichtig genug seyn.“

„Das ist wahr. Wenn ich das Haus kaufen sollte, müßte es — wie man sagt — den Schlüssel in der Hand, fest, wohlverwahrt seyn, daß man nur die Nachtmüße mitzubringen brauchte.“

Das versteht sich von selbst. Ich stehe Ihnen dafür, mein wackerer Ansiedler, daß eine starke Thüre, tüchtig mit Eisen beschlagen, mit Schließern und Riegeln versehen, eingesetzt wird. Der Teufel selbst soll sie ohne Erlaubniß des Eigenthümers nicht öffnen können.“

„Ich bin zufrieden. Topp, schlagen Sie ein! Wenn Sie vernünftig sind und den Preis nicht zu hoch halten, ist der Handel geschlossen.“

Die vier oder fünf Zephyre sahen einander an. Ein zweiter sagte zu dem, der eben gesprochen hatte:

„Meiner Treu, das Haus ist unser, wir dürfen wohl darüber verfügen; Du darfst also, Verour, in unserem Namen mit dem schätzbaren Colonisten verhandeln. Was du beschließen wirst, heißen wir gut.“

Jacques Verour nahm den Ansiedler unter den Arm, fing an mit ihm auf und ab zu gehen, ließ ihn das Dach, die dicken Mauern, die hübschen kleinen Fenster und vor Allem die sichere und starke Thüre bewundern, die in diesem Lande die Hauptsache bei dem ganzen Gebäude sey. Nach dieser mehr oder weniger hochtönenden Einleitung schloß Jacques Verour mit einem so bescheiden und winzig bemessenen Preise, daß der Colonist sich wohl hütete, eine Einwendung zu machen, aus Furcht, ein so herrlicher Kauf könnte ihm entgehen. Das Haus war die verlangte Summe vielleicht dreifach werth. Kurz, nachdem die Kameraden zu Rathe gezogen worden, kam man überein, der Kauf sey abgeschlossen, und solle auf der Stelle mit vierzig Franken Darangeld bekräftigt werden, unter ehrlichen Leuten gelte ohnehin das Wort für eine Schrift, und der Kaufpreis werde in zwei oder drei Tagen bei der Aufsehung der Cession erlegt werden.

Als die vierzig Franken einmal in den Händen der Zephyre waren, wurden sie am selben Abende noch — der Himmel weiß, zu welchem Gebrauche — verwendet.

Am andern Morgen kam der Colonist mit Tagesanbruch zu seinem neuen Eigenthume mit dem festen Vorsatz, nöthigen Falls den Arbeitern seinen Rath zu geben, denn es schien ihm nicht mehr als

billig, daß der Bau nach seinem und nicht nach fremdem Geschmacke geführt würde. Als er ankam, trug man eben, um den Eingang zu schließen, eine dicke und massive Thüre herbei, die ihm, von weitem gesehen, sehr wohl gefiel.

„Gut,“ sprach er zu sich selber, „die Verkäufer sind Männer von Ehre; sie halten Wort. Das ist eine Thüre, die dem Kartätschenfeuer widerstehen würde.“

Als er indessen näher herzu trat, sah er mit großem Erstaunen besagte Thüre ganz von Nägeln starren, die dicht neben einander dergestalt eingeschlagen waren, daß die Spitzen einen guten Zoll lang herporragten. Die Tischler schickten sich an, diese Thür, die Nagelspitzen nach innen, in die Angeln zu hängen.

Es muß hier bemerkt werden, (was dem wackeren Anstедler unbekannt war), daß die Soldaten im Stockhause, wenn sie übler Laune und vor allem, wenn sie betrunken waren, mit Häuften und Füßen von innen an die Thüre donnerten, sobald sie hinter ihnen sich schloß, als wäre das arme Holz Schuld an dem zeitweiligen Verluste ihrer Freiheit. Das Gepolter war so beschwerlich und für den Posten dicht vor der Thüre so betäubend, daß man den Einfall hatte, die Nägel, die jedermann sehen konnte, dergestalt anzubringen, daß ein solcher Lärm künftig unmöglich wurde.

Der erstaunte Anstедler suchte mit den Augen die Verkäufer. Er bemerkte in der Ferne Jacques Verour, der seine Ursachen hatte, nicht zu nahe zu kommen und den Verlauf der Dinge in der Perspective beobachtete, lief auf ihn los, führte ihn vor das Haus und fragte, was zum Teufel für eine Thür man ihm da einhänge.

„Das ist ja,“ sprach Jacques, „eine sichere Vertheidigung gegen die Araber.“

„Das würde ich begreifen,“ rief der Käufer, „wenn die Spitzen nach auswärts stünden; aber sehen Sie nicht, daß man sie nach innen anbringt? Heda, gute Freunde!“ schrie er die Arbeiter an, „diese Thür will ich nicht, und wenn ich sie wollte, ließe ich die Spitzen nach außen kehren.“

Die Arbeiter erhoben bei dieser Anrede ein lautes Gelächter, und fragten ihn, warum er sich in etwas mische, was ihn nichts angehe. Er erwiderte, das Haus sey sein, und sie fingen an, noch stärker zu lachen. Als er endlich noch immer auf seinem Verlangen bestand, wurden sie ungeduldig und schickten ihn zu einem Officier, der in der Nähe auf und ab spazierte und seine Cigarre rauchte, mit den Worten: „Wenden sie sich an jenen Officier vom Geniecorps; er wird Ihnen am besten Auskunft geben.“ Indes hatte Herr Jacques Verour sich unsichtbar gemacht.

Unser Colonist suchte also den Officier auf und sagte ihm, er solle doch, da er die Aufsicht über die Arbeit habe, die Nagelspitzen nach außen und nicht nach innen setzen lassen. Der Officier hieß ihn ganz kurz sich packen und nicht um fremde Dinge kümmern. Jetzt gab es eine Weile die lächerlichsten Mißverständnisse, bis endlich dem armen Colonisten klar wurde, er habe ein Stockhaus gekauft und sey

um sein Ungeld geprellt. In der That sah er in seinem Leben keinen Heller mehr davon.

Was Jacques Verour betrifft, so können wir nicht dafür stehen, daß er den Entschluß faßte, sich künftig solcher Späße zu enthalten. Gewiß aber ist, daß er es war, der das Lusthaus, dessen Eigenthümer zu seyn er vorgab, am nächsten Sonntage einweihte.

Feuilleton.

(Eine Prüfung.) Der Engländer Howe besaß ein unermessliches Vermögen, und war überdies ein geistreicher Mann; er verheirathete sich mit Miß Julie Mallet, einem schönen Mädchen. Am Hochzeitstage, nachdem er bei dem Frühstück noch behauptet hatte, man könne niemals auf die Liebe und Treue einer Frau zählen, sagte er zu der feinnigen, er müsse in Geschäften einen Gang machen. Mehrere Stunden darauf schickte er ihr ein Briefchen, in welchem er meldete, dringende Geschäfte riefen ihn sogleich nach Holland. Mad. Howe hoffte, diese Abwesenheit würde nicht von langer Dauer seyn, aber sie irrte sich, denn sie hörte sieben Jahre nichts wieder von ihrem Gatten. Howe war indes nicht abgereiset; er nahm vielmehr eine kleine Wohnung am Ende derselben Straße, in welcher seine Frau wohnte, legte sich einen andern Namen bei, und war, da er erst kurz vorher nach London gezogen, völlig unbekannt. In der Nähe des Hauses seiner Frau befand sich ein kleines Kaffehaus, daß er öfters besuchte, und wo er nach drei Jahren in einem Journale las, seine Frau habe sich an das Gericht gewendet, damit dasselbe die Angelegenheiten ihres Mannes ordne, der verschollen sey. Er folgte den Gerichtsverhandlungen, die sich nach dem Wunsche der Frau endigten, mit großer Aufmerksamkeit. Es vergingen wieder viele Jahre, und seine Frau nahm ihre Wohnung bei einem gewissen Gatt, den Howe in dem Kaffehause hatte kennen lernen, und in dessen Hause er nun auch ein Zimmer miethete. Dieses Zimmer stieß an das Wohnzimmer der Madame Howe und er konnte fast Alles hören, was da gesprochen wurde. Am siebzehnten Jahrestage ihrer Verheirathung erhielt endlich Mad. Howe, als sie eben mit ihrer Schwester bei Tische saß, einen Brief ohne Namensunterschrift, in welchem sie ersucht wurde, sie möge sich am nächsten Abende an einer bestimmten Stelle in dem Jam's-Park einfinden. Sie übergab das Briefchen ihrer Schwester und sagte: „Ob ich gleich alt geworden bin, habe ich doch immer noch Anbeter.“ Die Schwester besah den Brief aufmerksam, und rief endlich: „Es ist die Hand Howes!“ Die Frau, die ihren Mann wirklich geliebt hatte, sank in Ohnmacht. Man kam überein, daß sie am nächsten Abende mit ihrer Schwester und ihrem Schwager zu dem Stellidchein gehen sollte. Kaum waren sie fünf Minuten dort, als Howe ohne alle Verlegenheit erschien, mit seiner Frau sprach, als habe er sie erst den Tag vorher verlassen, sie küßte, ihr den Arm gab, und mit ihr nach Hause ging. Jetzt leben sie glücklich mit einander, und Howe ist von seinem Wahne zurückgekommen, daß es keine treuliebenden Frauen gäbe.